

de Gruyter Lexikon

Eckard Rolf

Symboltheorien





Eckard Rolf

# Symboltheorien

Der Symbolbegriff im Theoriekontext

Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,  
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN-13: 978-3-11-019016-8

ISBN-10: 3-11-019016-8

*Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2006 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin  
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeiche-  
rung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

„Das Symbol ersetzt nicht die Theorie, wie es die Theorie später selbst mit seinem Gebrauch will, sondern es macht sie überflüssig.“  
(Hans Blumenberg, Höhlenausgänge)



## Inhaltsverzeichnis

<b>0</b>	<b>Einleitung</b> .....	1
<b>A</b>	<b>Der Symbolbegriff im sprachtheoretischen Kontext</b> .....	9
1	Das Symbol des Symbols: ARISTOTELES .....	11
2	Das unvollständige Symbol: Bertrand RUSSELL .....	17
3	Das ‚nicht wahrnehmbare‘ Symbol: Ludwig WITTGENSTEIN.....	31
<b>B</b>	<b>Der Symbolbegriff im erkenntnistheoretischen Kontext</b> .....	39
4	Die Blindheit symbolischer Erkenntnis: Gottfried Wilhelm LEIBNIZ; Gotthold Ephraim LESSING; Immanuel KANT; Salomon MAIMON; Edmund HUSSERL; Henri BERGSON .....	41
5	Symbolische Formen: Ernst CASSIRER .....	57
6	Symbolische Referenz: Alfred North WHITEHEAD .....	75
7	Die symbolische Strukturierung des Wahrnehmungsfeldes: Arnold GEHLEN .....	81
8	Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde: Jean PIAGET, Hans G. FURTH .....	85
9	Die Symbolerfassung als Seins,erkenntnis‘: Karl JASPERS .....	91
10	Das manipulierte Symbol der Künstlichen Intelligenz: Drew V. MCDERMOTT .....	95
<b>C</b>	<b>Der Symbolbegriff im kunsttheoretischen Kontext</b> .....	103
11	Das Symbolische als Synthese von Schematismus und Allegorie: Friedrich Wilhelm Joseph von SCHELLING .....	105
12	Die symbolische Kunstform: Georg Wilhelm Friedrich HEGEL .....	109
13	Die Depotenzenierung des Scheins zum Symbol: Friedrich NIETZSCHE .....	117
14	Diskursiver und präsentativer Symbolismus: Susanne K. LANGER ....	123
15	Das ‚reine Vertreten‘ des Symbols: Hans-Georg GADAMER .....	133
16	Denotation und Exemplifikation als Modi der Symbolisierung: Nelson GOODMAN .....	137
<b>D</b>	<b>Der Symbolbegriff im zeichentheoretischen Kontext</b> .....	145
17	Das Symbol neben Ikon und Index: Charles Sanders PEIRCE .....	147
18	Symbolische Gebärden: Wilhelm WUNDT .....	153
19	Das Symbol als Zeichenkomplex: Richard GÄTSCHENBERGER .....	161

20	Die Wissenschaft des Symbolismus: Charles K. OGDEN/ Ivor A. RICHARDS .....	165
21	Das signifikante Symbol: George Herbert MEAD .....	171
22	Das Symbol als stellvertretender Reiz: Charles William MORRIS .....	175
23	Das Symbol neben Signal und Symptom: Karl BÜHLER .....	181
24	Die symbolische Gattung: Terrence DEACON .....	189
<b>E</b>	<b>Der Symbolbegriff im bewußtseinstheoretischen Kontext .....</b>	<b>199</b>
25	Die mißglückte Verdrängung des Symbols: Sigmund FREUD .....	201
26	„Apperzeptive Insuffizienz“: Herbert SILBERER .....	209
27	Eine Bestandsaufnahme der psychoanalytischen Symbolauffassung: Ernest JONES .....	217
28	Das Symbolische in seiner Verzahnung mit dem Imaginären und dem Realen: Jacques LACAN .....	223
29	Verdrängung als Desymbolisierung: Alfred LORENZER .....	229
30	Das ‚Semiotische‘ – das Andere des Symbolischen: Julia KRISTEVA .	233
31	Von der Bewußtseinsimmanenz des Symbols zu seiner Lebenswelttranszendenz: Alfred SCHÜTZ .....	241
32	Die Symbolisierung der Erfahrung: Eric VOEGELIN .....	251
33	Das Symbol als Sinnverdopplung: Paul RICCEUR .....	257
<b>F</b>	<b>Der Symbolbegriff im gesellschaftstheoretischen Kontext .....</b>	<b>265</b>
34	Die Wirksamkeit der Symbole und der Primat des Symbolischen: Claude LÉVI-STRAUSS .....	267
35	Die Veruneigentlichung der Symbolik: Dan SPERBER .....	277
36	Die Symbolemanzipation: Norbert ELIAS .....	283
37	Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien und symbiotische Symbole: Niklas LUHMANN .....	287
38	Der Symbolisierungsschritt zur institutionellen Tatsache: John R. SEARLE .....	293
	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>303</b>
	<b>Namenregister .....</b>	<b>323</b>

## Einleitung

In der vorliegenden Darstellung geht es um *Symboltheorien* – und zwar insofern, als sie die Rolle des Symbolbegriffs aufzudecken sucht, der seitens verschiedener Autoren in unterschiedlichen Theoriezusammenhängen zur Anwendung gebracht wird. Ähnlich wie bei Todorov wird man jedoch auch hier „keine Geschichte des Begriffs ‚Symbol‘ finden, sondern Untersuchungen über Autoren, die sich mit gewissen Gegebenheiten auseinandergesetzt haben, von denen man heute in der Regel sagt, sie seien ‚symbolisch‘.“<sup>1</sup> Die hier behandelten Autoren gestalten ihre jeweiligen Ausführungen durch auf Symbole bezogene Systeme von Behauptungen. Den Begriff des Symbols nehmen sie dabei zumeist unhinterfragt in Anspruch, betrachten ihn mithin als etwas quasi Gegebenes. Bei den Symboltheoretikern verhält es sich also anders als bei den Theoretikern der Metapher<sup>2</sup>: Während es bei den letzteren das thematisierte Phänomen selbst ist, das erklärt werden soll, ist das Augenmerk der Symboltheoretiker grundsätzlich auf Anderes gerichtet – auf Anderes, das durch die Inanspruchnahme des Symbolbegriffs beschrieben oder erklärt werden soll.

Todorov beschäftigt sich mit Symbol-Auffassungen von Aristoteles bis Augustinus, von Cicero bis Quintilian, von Du Marsais bis Condillac; mit Auffassungen, die Lessing vertreten hat und die in dem münden, was als die romantische Krise bezeichnet werden kann, die sich von Karl Philipp Moritz über die Gebrüder Schlegel und Schelling bis hin zu Solger ausgebreitet haben soll; Todorov bespricht zudem Auffassungen von Levy-Bruhl, Freud, de Saussure und Roman Jakobson. Daß bei ihm nicht alle Symboltheorien zu Wort kommen, die es gibt, darauf weist Todorov selbst hin; daß er sich für einen Teilbereich entschieden hat, dies hat nach seinen eigenen Worten „sowohl mit einer persönlichen Neigung als auch mit einer nahezu physischen Unmöglichkeit zu tun“<sup>3</sup>, die gesamte abendländische Theorietradition zu erfassen.

Auch die vorliegende Untersuchung hat etwas mit einer persönlichen Neigung zu tun (wenn man so will). Diese aber unterscheidet sich von der vornehmlich literaturwissenschaftlichen Perspektive, die bei Todorov, selbst in Anbetracht seiner Beschäftigung mit de Saussure und Jakobson, zu beobachten ist: Das hier zugrunde gelegte Interesse ist linguistisch-sprachphilosophischer Provenienz. Daraus ergibt sich, daß die nunmehr behandelten Autoren, mit wenigen Ausnahmen, andere sind als bei Todorov. Die vorgelegte Darstellung könnte als linguistisch perspektiviertes Supplement zu der Untersuchung Todorovs verstanden werden. Ähnlich wie bei ihm – doch anders als bei Norbert Elias, dessen späte

---

<sup>1</sup> Todorov (1995), 1.

<sup>2</sup> Vgl. Rolf (2005).

<sup>3</sup> Todorov (1995), 2.

Überlegungen singularisch als ‚Symboltheorie‘ bezeichnet worden sind – wird hier besonderes Gewicht auf den Theorien-Plural gelegt: „Wesentlich ist die Pluralendung *n*, die dem Wort ‚Theorie‘ beigefügt ist. Sie bedeutet zunächst, dass hier von mehreren konkurrierenden Beschreibungen der symbolischen Gegebenheiten die Rede ist.“<sup>4</sup>

Ein mehr oder weniger großer Teil der hier behandelten Autoren ist aus symboltheoretischer Sicht bereits andernorts zum Thema gemacht worden. Zu denken ist dabei an Arbeiten von Dirk Hülst, Markus Tomberg und Jens Heise.<sup>5</sup>

Überschneidungen mit der Arbeit *Symbole und soziologische Symboltheorie* von Dirk Hülst gibt es in zwei Punkten: (i) im Hinblick auf George Herbert Mead, dessen Ansatz hier als semiotisch, nicht wie bei Hülst als soziologisch, eingeschätzt wird, und (ii) im Hinblick auf Alfred Schütz, dessen Symbolauffassung hier unter zusätzlicher Berücksichtigung sowohl der *Theorie der Lebensformen* als auch der *Strukturen der Lebenswelt* behandelt werden wird. Auf eine ausführliche Besprechung der Symbolauffassungen von Émile Durkheim und Pierre Bourdieu wird angesichts der vergleichenden Darstellung von Hülst verzichtet.<sup>6</sup> Hervorgehoben sei an dieser Stelle lediglich Folgendes:

Laut *Durkheim* „ist das soziale Leben unter all seinen Aspekten und zu allen Augenblicken seiner Geschichte nur dank eines umfangreichen Symbolismus möglich.“<sup>7</sup> Symbole sind ein integraler Teil der für das Selbstgefühl einer Gruppe konstitutiven Vorstellungen. Ohne Symbole „hätten die sozialen Gefühle [...] nur eine ungewisse Existenz.“<sup>8</sup> Ein Wappen z. B. „ist nicht nur ein bequemes Mittel, um das Gefühl zu verdeutlichen, das die Gesellschaft von sich hat; es dient auch dazu, um dieses Gefühl hervorzurufen: es ist dessen konstitutives Element.“<sup>9</sup>

Bei *Pierre Bourdieu* ist mit Bezug auf die Individuen einer sozialen Klasse von Unterschieden erster und zweiter Ordnung die Rede. Bourdieu geht davon aus, „daß die Individuen, die eine Klasse bilden, absichtlich oder ohne es zu merken, in symbolische Beziehungen zueinander treten, die die Differenzen von Stellung und Lage in logischer Systematik ausdrücken und diese Unterschiede somit in *signifikante Unterscheidungsmerkmale* zu verwandeln trachten.“<sup>10</sup> Die Unterscheidungszeichen, mit deren Hilfe die Individuen ihre Stellung in der Sozialstruktur ausdrücken, sind dabei „als symbolische Verdopplung der Positionswerte [anzusehen], die einer jeden Stellung, einem jeden ‚Rang‘ in der Sozialstruktur anhaften“<sup>11</sup>. Bourdieu spricht angesichts dieser Verdopplung z. B. nicht nur von sozia-

---

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Siehe Hülst (1999), Tomberg (2001) und Heise (2003).

<sup>6</sup> Vgl. Hülst (1999), 125ff.

<sup>7</sup> Durkheim (1981), 317.

<sup>8</sup> Ebd., 316.

<sup>9</sup> Ebd., 315.

<sup>10</sup> Bourdieu (1974), 57.

<sup>11</sup> Ebd., 58.

ler, sondern auch von symbolischer Macht, wie sie beim Vorhandensein von Charme, Attraktivität oder Charisma gegeben sein soll.

Markus Tomberg beschäftigt sich in seinen *Studien zur Bedeutung des Symbolbegriffs*, aus philosophischem, letztlich aber theologischem Erkenntnisinteresse, mit den Symbolauffassungen von Platon, Aristoteles, Kant, Schelling, Cassirer, Mead und Ricœur. Mit Bezug auf den Beitrag des Aristophanes in Platons *Symposion*<sup>12</sup> spricht Tomberg von einer „Symboltheorie im Gewande des Mythos“<sup>13</sup>. Gemeint ist der Mythos „von den einst mächtigen Androgynen, [jenen] kreisrunden menschlichen Wesen mit vier Armen und Beinen, einem Kopf mit zwei Gesichtern und vier Ohren“<sup>14</sup>, die, weil übermütig geworden, auf göttlichen Ratschluß hin in zwei Teile zerschnitten wurden, mit dem Ergebnis, daß jeder fortan nur ein „Teilstück [σὺμβολον] eines Menschen“<sup>15</sup> ist, welches „beständig sein Gegenstück“<sup>16</sup> sucht. – Was Aristoteles betrifft, so stellt Tomberg fest, dieser habe zwar „auch die menschliche Sprache in ihrer [...] Funktion als ,συμβολον, d. h. als *nachträgliches* ‚Zeichen‘ für ein vorausgesetztes Bezeichnetes [...] beschrieben. [...] Seine prononcierteste Verwendung findet das Symbol des Aristoteles jedoch in seiner Theorie der Freundschaft, wie sie in der Eudemischen Ethik entwickelt ist.“<sup>17</sup>

Verschiedene Symboltheorien bespricht schließlich auch Jens Heise. In seinem Buch *Präsentative Symbole* unterscheidet er vier mit Symboltheorien in Verbindung gebrachte ‚präsentative Orte‘: Die Theorie Susanne K. Langers siedelt er ‚jenseits der Syntax‘ an, die Theorie Roman Jakobsons ‚jenseits der Sprache‘, die Theorie von Claude Lévi-Strauss ‚jenseits Europas‘ und die Theorie von Jacques Lacan ‚jenseits des Bewußten‘.<sup>18</sup>

Auf Phänomene wie das des ‚symbolischen Tausches‘ (Marcel Mauss, Jean Baudrillard) sei an dieser Stelle ebenso lediglich hingewiesen wie auf dem ‚Symbol‘ oder der ‚Symbolik‘ gewidmete Wörterbuchartikel<sup>19</sup>, interdisziplinär ausgerichtete Sammelbände mit Titeln wie *Symbols and Values* oder *Beiträge zu Symbol, Symbolbegriff und Symbolforschung*<sup>20</sup>, ältere Monographien mit Titeln wie *Symbolschöpfung und Symbolerfassung* (Kreitler), *Natural Symbols* (Douglas) oder *Symbol and Theory* (Skorupski)<sup>21</sup>, Arbeiten passionierter Laien<sup>22</sup> sowie neuere Untersuchungen wie

<sup>12</sup> Siehe Platon (2000), 45ff.; vgl. auch Meier-Oeser (1998), 710.

<sup>13</sup> Tomberg (2001), 21.

<sup>14</sup> Ebd., 20.

<sup>15</sup> Platon (2000), 51.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Tomberg (2001), 27. Zu Aristoteles siehe auch den Abschnitt über *Das Symbol des Symbols*.

<sup>18</sup> Vgl. Heise (2003), 57ff.

<sup>19</sup> Siehe Sapir (1933), Scholz (1998).

<sup>20</sup> Siehe Bryson et al. (eds.) (1954) und Lurker (ed.) (1982).

<sup>21</sup> Siehe Hamann (1902), Schlesinger (1912), Weinhandl (1929), Szymanski (1947), Kaulbach (1954), Kreitler (1965), Saher (1968), Douglas (1970/21996), Skorupski (1976), Leach (1978), Lincke (1981) und Kurz (1982/41997).

<sup>22</sup> Siehe Baader (2003).

die von Oswald Schwemmer (der in seiner *Kulturphilosophie* zwischen schematisch-abstrakten, bildhaft-konkreten und schematisch-bildhaften Symbolisierungen unterscheidet<sup>23</sup>) oder Helmut Willke (der in *Symbolische Systeme* für die bei ihm thematisierten Bereiche Denken, Sprache und Kommunikation auf Cassirer, de Saussure und Luhmann zurückgreift und eine „Steuerungstheorie der Symbolsysteme zu skizzieren“<sup>24</sup> sucht). Aufmerksam werden könnte man auch auf das Buch *Surrogates* von Paul Weiss, welches, eine Elaboration der Peirceschen Grundkategorie der Drittheit darstellend, die vielfältigen Arten untersucht, in denen Dinge füreinander stehen bzw. einander vertreten können.<sup>25</sup>

Bei den in der vorliegenden Darstellung behandelten Autoren der symboltheoretischen Primärliteratur geht es durchgängig um den *Begriff* des Symbols – nicht um Symbolik, nicht um das, was bestimmte Symbole bedeuten. Autoren, denen es vornehmlich oder ausschließlich darum zu tun ist darzustellen, was die von ihnen angeführten Symbole (alles) bedeuten, wird hier bestenfalls eine Randexistenz zugebilligt. Dies erklärt, warum die Ausführungen C. G. Jungs und seiner Mitarbeiter (*Der Mensch und seine Symbole*<sup>26</sup>) ebensowenig eine eigene Behandlung erfahren wie die religionswissenschaftlichen Analysen Mircea Eliades (*Ewige Bilder und Sinnbilder. Über die magisch-religiöse Symbolik*<sup>27</sup>) und Gershom Scholems (*Die Kabbala und ihre Symbolik*<sup>28</sup>) oder die religionsphilosophischen Überlegungen Josef Piepers und die theologischen Ausführungen Karl Rahners oder Paul Tillichs.<sup>29</sup> Auch Lexika wie das *Wörterbuch der Symbolik*<sup>30</sup> seien hier lediglich erwähnt.

Autoren, die Symbole identifizieren und angeben, was sie bedeuten, könnten als ‚Stoffdenker‘ oder ‚Stoffanalytiker‘ (im Sinne Karl Buhlers) bezeichnet werden. Sie mögen „mit der Entschlüsselung der großartigsten Symbole“<sup>31</sup> befaßt sein, um ihren Beruf werden sie dennoch nicht zu beneiden sein. Gewöhnlich sind sie durch ihr jeweiliges Spezialgebiet so sehr in Anspruch genommen, daß ihr Wissen über Gebiete, von denen Laien annehmen, sie seien darin beheimatet, in Wirklichkeit nicht viel größer ist als das irgendeines Amateurs, der seiner Lektüre eine Richtung zu geben gewußt hat. Daß die von ihnen identifizierten Symbole die- und die Bedeutung haben, wird bei ihnen vorausgesetzt, die Signifikation selbst ist bei ihnen kein Thema.

Im Unterschied zu solchen Hermeneuten bzw. Interpreten sind Symboltheoretiker der hier behandelten Art Signifikationsanalytiker, die sich mit dem Bedeu-

<sup>23</sup> Vgl. Schwemmer (2005), 76ff.

<sup>24</sup> Willke (2005), 8.

<sup>25</sup> Siehe Weiss (2002).

<sup>26</sup> Siehe Jung et al. (1968).

<sup>27</sup> Siehe Eliade ([1952]/1986), siehe auch Eliade ([1949]/1986).

<sup>28</sup> Siehe Scholem (1960/<sup>2</sup>1977).

<sup>29</sup> Siehe Pieper (1938/2000), Pieper (1979/2000), Rahner (<sup>3</sup>1962), Tillich (1961/1975).

<sup>30</sup> Vgl. Lurker (ed.) (1979/<sup>5</sup>1991); siehe auch Biedermann (1989).

<sup>31</sup> Eliade ([1952]/1986), 29.

tungs-Problem konfrontiert sehen. An irgendeiner Stelle ihrer jeweiligen Ausführungen angelangt, stellen sie fest oder versuchen sie aufzuzeigen, daß auf eine – in der Regel sogar diffuse – Bedeutung verwiesen wird oder zu verweisen ist, und um den Träger dieser Verweisung zu benennen, bringen sie den Begriff des Symbols ins Spiel. Was dabei unter ‚Symbol‘ verstanden wird, „klärt sich“, dies kann mit Tomberg gesagt werden, „erst im Nachvollzug des Denkens, das das Symbol beansprucht.“<sup>32</sup> Bei den hier behandelten Autoren ist mehr oder weniger durchgängig zu beobachten: daß sie von Symbolen sprechen, *ohne* daß die Rede davon wäre, was sie bedeuten. Nicht immer geht man dabei davon aus, daß sie überhaupt etwas bedeuten; manchmal wird sogar angenommen, daß sie nichts bedeuten. In der Regel scheint sich zu bewahrheiten, was Lévi-Strauss behauptet, wenn er sagt: „[D]ie Symbole sind realer als das, was sie symbolisieren“<sup>33</sup>.

Mit Hilfe der Bezeichnung ‚Symbol‘ wird in unterschiedlichen Theoriezusammenhängen versucht, die verschiedensten Konstellationen des Bedeutungsproblems auf den Begriff zu bringen. So kann es beispielsweise (wie bei Jacques Lacan) um die Benennung der Differenz zwischen An- und Abwesenheit gehen, die mit Hilfe des Symbolbegriffs erfaßt werden soll, oder (wie bei Alfred Schütz) um das Gegebensein transzendenter Wirklichkeiten. Mit Hilfe des Symbolbegriffs ist aber auch auf das Vorkommen konstanter Bedeutungen in Träumen reagiert worden (Freud) oder auf die Konstatierung fehlender Bedeutungen in (symbolmanipulierenden) Turingmaschinen (McDermott).

Generell ist festzustellen, daß der Symbolbegriff in unterschiedlichen Theoriezusammenhängen in dem einen oder anderen mehr oder weniger konstanten Sinn in Anspruch genommen wird. Was variiert, ist weniger der jeweils intendierte Sinn als vielmehr der jeweilige Theoriezusammenhang selbst; der allerdings weist große Verschiedenheiten auf. Der Begriff des Symbols wird angewandt:

- um von konventionellen Zeichen zu sprechen;
- im Sinne der Vertretungs- bzw. Repräsentationsfunktion;
- um über Bezugnahmen auf Transzendentes zu sprechen;
- im Sinne der Abbeviatur eines Ganzen.

Die eine oder andere dieser Begriffsanwendungen erfolgt im Rahmen sprachtheoretischer, erkenntnistheoretischer, kunsttheoretischer, zeichentheoretischer, bewußtseinstheoretischer und gesellschaftstheoretischer Theoriekontexte.

Der Symbolbegriff wird *erstens* dort verwendet, wo es um Eigenschaften *sprachlicher Ausdrücke* geht. Bei Aristoteles geht es um das Verhältnis der gesprochenen und der geschriebenen Sprache zu unseren Gedanken, bei Russell um die Eigenart definiter Kennzeichnungen, bei Wittgenstein um die Fixierung der Sinn-dimension des Zeichens.

Der Symbolbegriff gelangt *zweitens* dort zur Anwendung, wo – aus philosophischer, anthropologischer oder psychologischer Sicht – eine Charakterisierung

<sup>32</sup> Tomberg (2001), 7.

<sup>33</sup> Lévi-Strauss ([1950]/1978), 26.

bestimmter Qualitäten der *Erkenntnis* auf dem Programm steht. Bei Leibniz und in dessen Nachfolge geht es um die Adäquatheit der Erkenntnis, bei Cassirer um ihre Objektivität, bei Whitehead um die ‚Verschmelzung‘ zweier Wahrnehmungsmodi, bei Gehlen um die Strukturierung des Wahrnehmungsfeldes, Piaget interessiert sich für die Entwicklung der Intelligenz beim Menschen, McDermott für deren technologische Nachahmung, Karl Jaspers schließlich zielt auf die ‚Seins,erkenntnis‘ ab.

Der Symbolbegriff wird *drittens* dort verwendet, wo eine philosophische Erfassung der *Kunst* bezweckt wird. Bei Schelling geht es um die Beschreibung des Verhältnisses von Schematismus und Allegorie, bei Hegel um die Charakterisierung der vorklassischen Kunstform, Nietzsche versucht die Depotenzierung der Kunst des Scheins aufzuzeigen, Langer die Eigenart künstlerischer Darstellung überhaupt zu erfassen, Gadamer versucht die Besonderheiten der Vertretungsfunktion zu erhellen, Goodman den Darstellungscharakter der Kunst.

Der Symbolbegriff wird *viertens* dort gebraucht, wo eine – semiotische bzw. sematologische – Erfassung der Arten, Funktionen und Relationen von *Zeichen* beabsichtigt wird. Bei Peirce geht es um eine bestimmte Zeichenart, bei Wundt um bestimmte Arten nonverbalen Verhaltens, bei Gätschenberger um die Art unseres Zugangs zur Wirklichkeit, bei Ogden/Richards um die Aufklärung der Beziehungen zum Referenten, Mead will Aspekte effizienter Verhaltensanpassung erklären, Morris die Rolle stellvertretender Reize, Bühler eine bestimmte Zeichenfunktion benennen, Deacon die Unfähigkeit von Tieren erklären, menschliche Sprachen zu erlernen.

Der Symbolbegriff wird *fünftens* in psychoanalytischer bzw. phänomenologischer Absicht angewandt, also dort, wo – in Gestalt des Unbewußten – das Unterschreiten oder – in Gestalt sozialer (Schütz) oder religiöser (Ricoeur) Transendenzen – das Überschreiten der *Bewußtseinsschwelle* charakterisiert werden soll. Freud geht es um die konstanten Bedeutungen in Träumen, Silberer um Bewußtseinsenerlebnisse an der Grenze zwischen Wachen und Schlaf, Jones ist bemüht, die Darstellungsmomente des Verdrängten aufzuhellen, Lacan versucht die Wirkungsweise von Abwesenheit aufzudecken, Lorenzer hebt die ‚Sprachlichkeit‘ des Verdrängten hervor, Kristeva setzt sich für eine Theorie des vorsymbolischen (vorsprachlichen) Bereichs ein, Schütz arbeitet das Gegebensein transzendenter Wirklichkeiten heraus, Voegelin den Zusammenhang von Symbolisierung und Erfahrung, Ricoeur charakterisiert Thematisierungsaspekte des Bösen.

Der Symbolbegriff wird *sechstens* dort gebraucht, wo – aus ethnologischer oder soziologischer Sicht – eine Beschreibung von Konstitutionsaspekten der *Gesellschaft* auf dem Programm steht. Bei Lévi-Strauss geht es darum, den Signifikanten vom Signifikat zu befreien, bei Sperber darum, nicht hinterfragte Aspekte kognitiver Systeme herauszuarbeiten, Elias möchte auf eine ‚fünfte Dimension‘ aufmerksam machen, Luhmann sucht das Reflexivwerden des Zeichens zu bezeichnen, Searle die Funktionsweise einer für institutionelle

zeichnen, Searle die Funktionsweise einer für institutionelle Tatsachen konstitutiven Semantik aufzuzeigen.

Verallgemeinernd gesagt wird der Begriff des Symbols dort ins Spiel gebracht, wo es um die Repräsentation des Undarstellbaren geht. Auf den Symbolbegriff wird zurückgegriffen in Fällen, in denen die Erfassung von Aspekten der *conditio humana* auf dem Plan steht, die als ‚jenseitig‘ bezeichnet werden können. Erfasst werden sollen mit Hilfe des Symbolbegriffs

- semantische Besonderheiten sprachlicher Ausdruckstypen,
- kognitive Leistungspotentiale und Entwicklungsaspekte der Intelligenz,
- Eigentümlichkeiten künstlerischer Darstellungen des Unbegrifflichen,
- sematologische Charakteristika bestimmter Arten und Funktionen von Zeichen,
- mentale Gegebenheiten diesseits und jenseits der Bewußtseinsschwelle,
- intentionale Konstituentia von Gesellschaft.

Die Relevanz der Symbole wird selten bestritten. Im Gegenteil: sie wird zu meist hoch eingeschätzt. John Dewey z. B. sagt: „Die Erfindung oder Entdeckung von Symbolen ist zweifellos das bei weitem größte einzelne Ereignis in der Geschichte des Menschen.“<sup>34</sup> Und bei Clifford Geertz heißt es:

Was wir offenbar am wenigsten ertragen können, ist die Bedrohung unserer Vorstellungskräfte, die Möglichkeit, daß uns unsere Fähigkeit, Symbole zu schaffen, zu begreifen und zu gebrauchen, im Stich lassen könnte. [...] Die Abhängigkeit des Menschen von Symbolen und Symbolsystemen ist derart groß, daß sie über seine kreatürliche Lebensfähigkeit entscheiden.<sup>35</sup>

Ferdinand de Saussure allerdings hat nicht viel für Symbole übrig. „Bei Saussure“, behauptet Todorov, „hat das Symbolische keinen Platz.“<sup>36</sup> Bei Saussure tritt der (von ihm favorisierte) *semeologische* Bereich in einen Gegensatz zu dem (von ihm eher perhorreszierten) *symbolischen* Bereich<sup>37</sup>. Das liegt daran, daß Saussure als Symbole Wörter bezeichnet, die durch die bezeichneten Gegenstände *motiviert* sind, die, wie er sagt, „eine rationale Beziehung mit der bezeichneten Sache“<sup>38</sup> unterhalten. Nach Saussure „ist das sprachliche Zeichen, weil es beliebig, arbiträr, d. h. unmotiviert ist, eben kein Symbol“<sup>39</sup>. Saussure versteht unter ‚Symbol‘ gerade nicht das, was Aristoteles oder Peirce darunter verstehen. Aristoteles und Peirce meinen, wenn sie vom Symbol sprechen, nichts anderes als das, was Saussure vorschwebt, wenn er vom konventionellen Zeichen spricht. Von einem anderen Verständnis ausgehend, hat letzterer hier ein Problem gesehen. Er sagt:

Man hat auch das Wort Symbol für das sprachliche Zeichen gebraucht, genauer für das, was wir die Bezeichnung nennen. Aber dieser Ausdruck hat seine Nachteile, und

<sup>34</sup> Dewey (1998), 153.

<sup>35</sup> Geertz (1983), 60.

<sup>36</sup> Todorov (1995), 269.

<sup>37</sup> Vgl. Genette (2001), 78.

<sup>38</sup> Saussure (1931/21967), 85.

<sup>39</sup> Löffler (21989), 26.

zwar gerade wegen unseres ersten Grundsatzes. Beim Symbol ist es nämlich wesentlich, daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem.<sup>40</sup>

Kein Wunder deshalb, wenn uns Saussures Werk „heute in seiner Weigerung, die symbolischen Phänomene anzuerkennen, als bemerkenswert homogen“<sup>41</sup> erscheint.

In welchem allgemeinen Kontext ist das Symbol – und wo sind Theorien des Symbols zu lokalisieren? Ausgehend von der *Interpretation*, dem Hauptproblem der Hermeneutik, hat Paul Ricœur einmal in Erwägung gezogen, „daß Text und Metapher, Werk und Wort unter dieselbe Kategorie fallen“<sup>42</sup>. Ricœur benennt mit dem *Diskurs* das Gebiet, „das der Theorie des Textes und der Theorie der Metapher gemeinsam ist.“<sup>43</sup> Ist dieses Gebiet auch das der Symboltheorien? Als Ricœur die obige Überlegung anstellt, betrachtet er die Metapher noch als *Wort*, noch nicht, wie unmittelbar darauf, als *Satz* bzw. *Aussage*. Ricœur sagt, Metapher und Text seien „von unterschiedlicher Länge [...] [und man könne] sie in dieser Hinsicht mit der Basiseinheit des Diskurses, dem Satz, vergleichen.“<sup>44</sup> Noch ist die Metapher also *nicht* im Satz lokalisiert. Dies ändert sich, wie gesagt, dann unmittelbar – so daß Richard Kearney später mit Blick auf Ricœurs Gesamtwerk feststellen kann: “He extends his analysis of the functioning of the poetical imagination from the unit of the *word* (symbol) and the *sentence* (metaphor) to that of the *text* as a whole (narrative).”<sup>45</sup> Ein Beispiel: Das Wort ‚Fuchs‘ kann ein Symbol sein<sup>46</sup>, der Satz ‚Peter ist ein Fuchs‘ beinhaltet eine metaphorische Aussage, ‚Reineke Fuchs‘ ist ein (narrativer) Text.

Schließt man sich diesen Überlegungen an, kommt man zu dem Ergebnis: daß das Symbol, zumindest das sprachliche, im Kontext der *septem artes liberales*, genauer gesagt im *Trivium*, anzusiedeln ist. Differenziert nach der *Art* und dem *Umfang*, ‚der unterschiedlichen Länge‘ der in Anschlag zu bringenden Kategorien, ergibt sich ein Bild mit folgenden Entsprechungen:

<i>Logik</i> bzw. <i>Dialektik</i>	Begriff	Urteil	Schluß
<i>Grammatik</i>	Wort	Satz	Text
<i>Rhetorik</i>	Symbol	Metapher	Narration

<sup>40</sup> Saussure (1931/21967), 80.

<sup>41</sup> Todorov (1995), 269.

<sup>42</sup> Ricœur ([1972]/2005), 112.

<sup>43</sup> Ebd., 110.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Kearney (2004), 55.

<sup>46</sup> Vgl. den Abschnitt über *Die Veruneigentlichung der Symbolik*.

## **A Der Symbolbegriff im sprachtheoretischen Kontext**

Der Begriff des Symbols wird im sprachtheoretischen Kontext ins Spiel gebracht in der Absicht,

- das Verhältnis der gesprochenen und der geschriebenen Sprache zu unseren Gedanken zu bezeichnen (Aristoteles);
- die Eigenart definitiver Kennzeichnungen zu charakterisieren (Russell);
- die Sinndimension des Zeichens zu fixieren (Wittgenstein).



# 1 Das Symbol des Symbols: Aristoteles

Nachdem Aristoteles zu Beginn seiner Schrift *Peri hermeneias* darauf hingewiesen hat, daß der von ihm beabsichtigten Untersuchung zufolge zunächst einmal festzusetzen sei, was eine Name, was ein Verb, was eine Verneinung, was eine Bejahung, was eine Behauptung und was ein Satz sei, stellt er fest: „Nun sind die (sprachlichen) Äußerungen unserer Stimme Symbole für das, was (beim Sprechen) unserer Seele widerfährt, und unsere schriftlichen Äußerungen sind wiederum Symbole für die (sprachlichen) Äußerungen unserer Stimme.“<sup>1</sup> Eine hier zu Vergleichszwecken herangezogene englische Übersetzung der entsprechenden Textstelle lautet (etwas knapper): „Now spoken sounds are symbols of affections in the soul, and written marks are symbols of spoken sounds.“<sup>2</sup>

In der geschriebenen Sprache haben wir es also mit einem zweifachen Symbolisierungsprozeß zu tun: Geschriebene Wörter symbolisieren gesprochene Wörter, die gesprochenen Wörter wiederum symbolisieren seelische Widerfahrnisse (*παθήματα της ψυχης*). Geschriebene Wörter sind Symbole von Symbolen. Bei den seelischen Widerfahrnissen aber handelt es sich um *Gedanken*; allerdings nicht um von ganzen Sätzen, sondern von einzelnen Wörtern bezeichnete ‚erste Gedanken‘ (*πρωτα νοήματα*).<sup>3</sup>

Das Bild, welches Aristoteles vermittelt, besteht, vereinfacht gesagt, in Folgendem: Die den Menschen umgebenden Dinge sind überall gleich; als Abbildungen der Dinge sind die seelischen Widerfahrnisse bei allen Menschen ebenfalls gleich; die Menschen sprechen aber nicht alle dieselbe Sprache, und sie schreiben auch nicht alle mit denselben Buchstaben. In der Übersetzung von Hermann Weidemann liest sich dies so:

Und wie nicht alle Menschen mit denselben Buchstaben schreiben, so sprechen sie auch nicht alle dieselbe Sprache. Die seelischen Widerfahrnisse aber, für welche dieses (Gesprochene und Geschriebene) an erster Stelle ein Zeichen ist, sind bei allen Menschen dieselben; und überdies sind auch schon die Dinge, von denen diese (seelischen Widerfahrnisse) Abbildungen sind, für alle dieselben.<sup>4</sup>

Was aber genau sind Symbole?

Symbole sind die stimmlichen Äußerungen – genauer gesagt: die *sprachlichen* Äußerungen der Stimme – insofern, als sie Zeichen sind, die ihre Bedeutung nicht von Natur aus besitzen, sondern einer Übereinkunft verdanken. Wie sich darin, daß ‚nicht alle Menschen mit denselben Buchstaben schreiben‘ [...], die Konventionalität der die Ausdrücke der gesprochenen Sprache symbolisierenden Ausdrücke der geschriebenen Sprache zeigt, so zeigt sich darin, daß ‚sie auch nicht alle dieselbe Sprache sprechen‘

---

<sup>1</sup> Aristoteles (2002), 3.

<sup>2</sup> Aristotle (1963), 43.

<sup>3</sup> Vgl. Aristoteles (2002), 144.

<sup>4</sup> Ebd., 3.

[...], daß die Ausdrücke der gesprochenen Sprache für die seelischen Widerfahrnisse, die sie bezeichnen, auch ihrerseits keine natürlichen, sondern konventionelle und damit symbolische Zeichen sind“<sup>5</sup>.

Es ist kein Problem von Übersetzungen, wenn mit Blick auf den Anfang von *Peri hermeneias* von Symbolen die Rede ist: Aristoteles selbst benutzt die Bezeichnung: Er spricht von ‚σύμβολα‘ (symbola). Dieses Wort aber könnte mit ‚Symbol‘ übersetzt werden. Auch wenn er selbst mit einer solchen Übersetzung nicht glücklich wäre, macht Whitaker darauf aufmerksam, daß der ursprüngliche Wort-sinn, dem zufolge die Bezeichnung ‚σύμβολα‘ auch für Ausweise, Eintrittskarten bzw. die eine Hälfte eines in zwei Teile zerbrochenen Täfelchens verwendet worden ist, gut zu Aristoteles’ Auffassung darüber, wie Wörter funktionieren, passen würde: “In his view, the meaning of a word is fixed by convention [...], just as the importance attached to a tally, token, or ticket depends on agreement between the parties concerned.”<sup>6</sup>

Das Wort ‚σύμβολα‘ muß jedenfalls nicht, wie in anderen Übersetzungen geschehen<sup>7</sup>, mit ‚Zeichen‘ wiedergegeben werden. Denn vom Zeichen (σημείον) spricht Aristoteles im vorliegenden Zusammenhang ebenfalls. Ackrills Übersetzung der entsprechenden Textstelle lautet: “And just as written marks are not the same for all men; neither are spoken sounds. But what these are in the first place *signs* of – affections of the soul – are the same for all; and what these affections are likenesses of – actual things – are also the same.”<sup>8</sup> Bei Eugen Rolfes heißt es mit Bezug auf die Laute und Buchstaben: „Was aber durch beide an erster Stelle *angezeigt* wird [...]“<sup>9</sup>. Bei Ackrill und Weidemann ist also von Symbolen und Zeichen die Rede, bei Rolfes von Zeichen und Anzeige oder Anzeichen.

Was Aristoteles ‚Symbol‘ nennt, damit allerdings sind konventionelle Zeichen gemeint. Daß es sich in der Tat so verhält, geht aus dem zweiten Kapitel von *Peri hermeneias* eindeutig hervor. Nachdem Aristoteles angegeben hat, was ein Name bzw. ein Nennwort sei: nämlich „eine gemäß einer Übereinkunft etwas bedeutende stimmliche Äußerung“<sup>10</sup>, gibt er eine Begründung für die Hinzufügung der Bestimmung ‚gemäß einer Übereinkunft‘ (“by convention”<sup>11</sup>, „konventionell“ (auf Grund einer Übereinkunft“<sup>12</sup>). Er sagt:

Die Bestimmung ‚gemäß einer Übereinkunft‘ füge ich deshalb hinzu, weil von den Nennwörtern keines von Natur aus ein Nennwort ist, sondern ein jedes erst dann, wenn es zu einem Symbol geworden ist; denn auch solche nicht buchstabierten Laute

<sup>5</sup> Ebd., 139.

<sup>6</sup> Whitaker (1996), 10.

<sup>7</sup> Vgl. Aristoteles (1925/1974), 95.

<sup>8</sup> Aristotle (1963), 43 (Hervorhebung hinzugefügt).

<sup>9</sup> Aristoteles (1925/1974), 95 (Hervorhebung hinzugefügt).

<sup>10</sup> Aristoteles (2002), 4.

<sup>11</sup> Aristotle (1963), 44.

<sup>12</sup> Aristoteles (1925/1974), 96.

wie beispielsweise die Laute der wilden Tiere geben ja etwas kund, ohne daß einer von ihnen deshalb schon ein Nennwort wäre.<sup>13</sup>

An dieser Bestimmung sind zumindest zwei Aspekte hervorzuheben: erstens die These, daß Kundgabe kein hinreichendes Kriterium für das Vorliegen eines Nennwortes ist; zweitens der Hinweis, daß ein Nennwort nicht von Natur aus, sondern erst dann, wenn es zu einem Symbol geworden ist, ist, was es ist.

Was den ersten Aspekt betrifft, so stellt Weidemann mit Blick auf Aristoteles fest:

Damit verständlich wird, weshalb er die Bestimmung ‚gemäß einer Übereinkunft‘ [...] in die Definition des Nennwortes mit aufnimmt, stellt Ar. den Nennwörtern solche ‚nicht buchstabierbaren Laute‘ [...] gegenüber, wie sie z. B. die Laute der wilden Tiere darstellen. Mit Lauten dieser Art stimmen die Nennwörter zwar darin überein, daß sie etwas ‚kundgeben‘ [...], d. h. bedeuten [...]; sie unterscheiden sich jedoch dadurch von ihnen, daß sie das, was sie bedeuten, nicht von Natur aus bedeuten, sondern aufgrund einer Übereinkunft, die sie zu Symbolen für das, was sie bedeuten, und damit zu den sprachlichen Ausdrücken, die sie sind, hat werden lassen.<sup>14</sup>

Was den zweiten Aspekt betrifft, nach welchem ein Nennwort ein solches nicht von Natur aus ist, sondern erst dann, wenn es zu einem Symbol geworden ist, so gibt Aristoteles Weidemann zufolge, „mit dieser Begründung deutlich zu erkennen, daß er in der Übereinkunft, von der er sagt, daß ihr *gemäß* die Nennwörter etwas bedeuten, zugleich die *Ursache* dafür erblickt, daß die Nennwörter etwas bedeuten.“<sup>15</sup>

Das Zeichen, von dem bei Weidemann, und das ‚sign‘, von welchem bei Acrrill die Rede ist, beide könnten als *Anzeichen* verstanden werden: Gesprochene und geschriebene Sprache wäre dann ein Anzeichen für die seelischen Widerfahrnisse (für die Affektionen der Seele) bzw. für deren Vorhandensein. Zeichen bzw. Anzeichen dieser Art könnten ‚natürlich‘ genannt werden. Als natürliche Zeichen wären sie von den ‚konventionellen‘ unterschieden.

Diese Annahme jedoch ist in der Aristoteles-Philologie umstritten. Umstritten ist (um es noch einmal zu wiederholen) die „Annahme, daß das Wort *σημειον* in 16 a 6 – im Gegensatz zu dem Wort *σύμβολον* in 16 a 4 – soviel wie ‚natürliches Zeichen‘ oder ‚Symptom‘ bedeutet.“<sup>16</sup> Für diese Annahme gibt es, laut Weidemann, „weder im engeren noch im weiteren Kontext jener Stelle einen Anhaltspunkt.“<sup>17</sup>

Die Frage, an der sich die in der Aristoteles-Philologie aktiven Geister scheiden, entzündet sich an dem in 16 a 6 auf das Wort ‚σημεία‘ folgende Wort ‚πρώτων‘. Dieser Ausdruck wird bei Weidemann durch ‚an erster Stelle‘, bei Ac-

<sup>13</sup> Aristoteles (2002), 4.

<sup>14</sup> Aristoteles (2002), 166.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., 146.

<sup>17</sup> Ebd.

krill durch 'in the first place' wiedergegeben. Die Frage ist, worauf sich dieses Wort bzw. seine Entsprechung in ‚Die seelischen Widerfahrnisse aber, für welche dieses (Gesprochene und Geschriebene) an erster Stelle ein Zeichen ist‘ de facto bezieht.

Laut Whitaker lassen sich drei Hauptinterpretationen unterscheiden. Diesen Interpretationen zufolge bezieht sich das Wort ‚πρῶτων‘ entweder auf ‚Wörter‘ oder auf ‚Zeichen‘ oder auf ‚die Affektionen der Seele‘. Whitaker sagt: "Proponents of all three agree that the sentiment contained in this clause is 'words are primarily signs of affections of the soul'. The disagreement comes as to whether 'primarily' qualifies 'words', 'signs', or 'affections of the soul'."<sup>18</sup> Die älteste Interpretation erblickt in den Wörtern primär Zeichen für Gedanken und erst sekundär Zeichen für Dinge. Die zweite Auffassung erblickt in gesprochenen Wörtern an erster Stelle natürliche Zeichen für Gedanken und erst sekundär konventionelle Zeichen. Die dritte Interpretation favorisiert das gesprochene gegenüber dem geschriebenen Wort.

Nach der ersten Interpretation (der zufolge Wörter an erster Stelle Zeichen für Gedanken und erst an zweiter Stelle Zeichen für die Dinge sind), verhält es sich so: "‘primarily’ qualifies ‘affections of the soul’. Words are signs, primarily of thoughts, and secondarily of something else, that is, of things."<sup>19</sup> – Nach der zweiten Interpretation sind gesprochene Wörter an erster Stelle – natürliche – Zeichen für Gedanken und erst an zweiter Stelle – konventionelle – Zeichen, d. h. Symbole. "According to the second interpretation [...], ‘primarily’ is to be taken with ‘signs’. [...] Spoken utterances are [...] primarily natural signs, or symptoms, of mental impressions; this is expressed by the word ‘sign’. They are also, secondarily, conventional signs or tokens; for this, the word ‘symbol’ is used."<sup>20</sup> – Nach der dritten Interpretation werden an erster Stelle die gesprochenen Wörter als Zeichen für Gedanken angesehen, geschriebene Wörter erst an zweiter Stelle. Diese Auffassung "takes ‘primarily’ to qualify ‘words’: it is primarily words which are signs of thoughts; secondarily, some other items are signs of them, and these other items are written marks."<sup>21</sup>

Laut Whitaker ist die erste, die älteste, dieser Interpretationen die zutreffende. Gegen die zweite Interpretation wendet er ein, daß es die Wort-Theorie von Aristoteles (die Theorie dessen, was ein Wort zu einem Wort macht) nicht zulasse, daß das Wort zugleich als natürliches und als konventionelles Zeichen angesehen werde. Gegen die dritte Interpretation macht Whitaker geltend, daß sie die Dinge bei ihrer Konzentration auf den Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort aus der Betrachtung ausschließe.<sup>22</sup>

<sup>18</sup> Whitaker (1996), 18.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., 20.

<sup>22</sup> Vgl. ebd., 19f.

Der ersten Auffassung, nach der Wörter an erster Stelle (konventionelle) Zeichen für Gedanken sind, neigt auch Weidemann zu. Bei ihm heißt es:

Die Tatsache, daß man sich in den Kapiteln 2, 3, und 4 zu den Wörtern *σημείον* (‘Zeichen‘ [...]), *σημαίνειν* (‘bezeichnen‘, ‘bedeuten‘ [...]) und *σημαντικός* (‘etwas bedeutend‘ [...]) stets die im zweiten Kapitel [...] eingeführte und im vierten Kapitel [...] wieder in Erinnerung gerufene Bestimmung ‚gemäß einer Übereinkunft‘ hinzuzudenken hat, läßt vielmehr vermuten, das das Wort *σημείον* auch im ersten Kapitel in der Bedeutung ‚konventionelles Zeichen‘ zu verstehen ist, daß es also auch dort soviel bedeutet wie ‚Symbol‘<sup>23</sup>.

Dieser Überlegung scheint zugestimmt werden zu müssen: Das Gesprochene und Geschriebene kann für die seelischen Widerfahrnisse nur ein konventionelles Zeichen, sprich ein Symbol sein. Die Zeichen, von denen in *Peri hermeneias* die Rede ist, sind konventionelle Zeichen. Die aber nennt Aristoteles ‚Symbole‘.

---

<sup>23</sup> Aristoteles (2002), 146.



## 2 Das unvollständige Symbol: Bertrand Russell

Orientiert man sich an Quine, dann gelangt man zu der Überzeugung, daß Russells Beschäftigung mit unvollständigen Symbolen (incomplete symbols) in die Zeit der Veröffentlichung seines wichtigsten Aufsatzes fällt. Quine sagt: „Russells intensive Auseinandersetzung mit unvollständigen Symbolen beginnt 1905 mit seiner Theorie der singulären Kennzeichnungen.“<sup>1</sup> 1905 erscheint „On Denoting“. In diesem Aufsatz beschäftigt sich Russell mit dem, was solchen Ausdrücken wie ‚der Verfasser von *Waverley*‘, ‚das Einhorn‘ und ‚der gegenwärtige König von Frankreich‘ gemeinsam ist. Ausdrücke dieser Art enthalten allesamt den bestimmten Artikel und werden aufgrund dessen als ‚singuläre definite Kennzeichnungen‘ (definite descriptions) bezeichnet. Russell legt der von ihm vertretenen Theorie des Kennzeichnens ein Prinzip zugrunde. Es lautet: „Kennzeichnungen haben für sich nie eine Bedeutung, aber jede Aussage, in deren verbalem Ausdruck sie vorkommen, hat eine Bedeutung.“<sup>2</sup> Definite Kennzeichnungen sind Beispiele für unvollständige Symbole. Was darunter zu verstehen ist, erläutert Peter Hylton mit Bezug auf Russell so:

He calls an expression an incomplete symbol as a way of emphasizing the fact that where such a symbol occurs in a sentence, say as the subject of a subject-predicate sentence, we may have to understand that sentence as expressing a proposition of quite different logical form, one which may not have a subject, or whose subject does not correspond to the given symbol.<sup>3</sup>

In der 1959 unter dem Titel *My Philosophical Development* erschienenen Darstellung seiner eigenen philosophischen Entwicklung erinnert sich Russell an die Zeit der Veröffentlichung von „On Denoting“, indem er sagt:

Die bereits erwähnte Theorie der Kennzeichnungen (bzw. Beschreibungen) habe ich zum erstenmal in dem 1905 in der Zeitschrift ‚Mind‘ erschienenen Aufsatz *On Denoting* behandelt. Dem Redakteur erschienen meine Thesen so absonderlich, daß er mich dringend bat, mir die Sache doch noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen und nicht auf der Veröffentlichung des Aufsatzes in der vorliegenden Form zu bestehen. Ich aber war ganz sicher, daß ich recht hatte, und gab nicht nach. Die wissenschaftliche Öffentlichkeit hat die Theorie denn auch akzeptiert und vielfach als meinen wichtigsten Beitrag zur Logik betrachtet. Sie ist zwar in letzter Zeit von Philosophen angegriffen worden, denen meine Unterscheidung zwischen Eigennamen und anderen Arten von Wörtern nicht gerechtfertigt erscheint; aber ich habe den Verdacht, daß es sich bei ihnen um Leute handelt, die sich nicht gründlich genug mit der mathematischen Logik beschäftigt haben. Jedenfalls erscheint mir keiner der von ihnen vorgebrachten kritischen Einwände überzeugend.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Quine ([1966]/1985), 99.

<sup>2</sup> Russell (1971), 5.

<sup>3</sup> Hylton (1990), 268.

<sup>4</sup> Russell ([1959]/1988), 84f.

Russell ist, als er dies schreibt, schon über 85 Jahre alt; für so etwas wie Altersstarrsinn aber gibt es nicht das geringste Anzeichen.

Quines These, Russells *Beschäftigung* mit unvollständigen Symbolen beginne bereits 1905, mag inhaltlich zutreffen; achtet man aber darauf, wann ausdrücklich von unvollständigen Symbolen geredet wird, so scheint die Zeitspanne von 1910 bis 1919 veranschlagt werden zu müssen. Russells Rede von unvollständigen Symbolen fällt sogar vornehmlich in die Zeit von 1910 bis 1913. In seinem 1913 geschriebenen Manuskript zur *Theory of Knowledge* betrachtet er die von ihm aufgestellte Theorie des unvollständigen Symbols als *Entdeckung*. Mit Bezug auf Alexius Meinongs Auffassung über die ‚Proposition‘ sagt er: “[U]ntil I had discovered the theory of ‘incomplete symbols’, I was myself willing to accept it”<sup>5</sup>. Der Begriff “‘incomplete symbol’ becomes an important technical term in Russell’s philosophy – the first such term that is explicitly linguistic in its reference.”<sup>6</sup> In ihm erblickt Russell laut Hylton eine neue Analysekonzeption, an der er auch lange Zeit festhält: “Russell’s emphasis, in *O[n] D[enoting]* and after, on the notion of an incomplete symbol is, I think, to be understood as a way of insisting upon a new conception of analysis.”<sup>7</sup> Als Russell 1918/19 erneut auf diese Theorie zurückkommt, geschieht dies jedoch, wie zumindest Ayer meint, „anachronistischerweise“<sup>8</sup>.

Unbedingt beachtet werden sollte zunächst einmal, daß Russell von unvollständigen *Symbolen* spricht, nicht hingegen von unvollständigen *Kennzeichnungen* (wie etwa ‚Der Tisch‘ im Unterschied zu ‚Der Tisch im Wohnzimmer‘). ‚Der Mann mit der eisernen Maske‘, ‚Die letzte Person, die in den Raum gekommen ist‘, ‚Die Anzahl der Einwohner von London‘, ‚Die Summe von 43 und 34‘ – all das sind Beispiele für unvollständige Symbole.<sup>9</sup> Ein Ausdruck wie ‚Der gegenwärtige Bundeskanzler‘ mag eine vollständige Kennzeichnung sein, wie Michael Oliva Córdoba meint<sup>10</sup>; im Sinne Russells aber ist ein solcher Ausdruck ein unvollständiges Symbol.

Von ‚unvollständigen Symbolen‘ ist expressis verbis 1905 also noch nicht die Rede. Diese Bezeichnung gebraucht Russell erst in den zusammen mit Alfred North Whitehead verfaßten *Principia Mathematica*, dem dreibändigen Werk, das in den Jahren 1910-1913 erscheint. Von unvollständigen Symbolen wird schon im ersten Band der *Principia* gesprochen. Russell propagiert dieses Konzept später weiter: zunächst in Abschnitt VI von *The Philosophy of Logical Atomism* (1918) unter der Überschrift ‚Descriptions and Incomplete Symbols‘, dann in *An Introduction to Mathematical Philosophy* (1919), in dem Kapitel mit der Überschrift ‚Descriptions‘.

<sup>5</sup> Russell (1999), 108.

<sup>6</sup> Hylton (1990), 269.

<sup>7</sup> Ebd., 268.

<sup>8</sup> Ayer (1973), 50.

<sup>9</sup> Vgl. Russell (1918/1985), 111.

<sup>10</sup> Vgl. Oliva Córdoba (2002), 124.

(Whitehead beschreitet mit seinem Konzept der kulturellen Symbolisierung später andere Wege.)<sup>11</sup>

Was aber ist ein unvollständiges Symbol? Whitehead/Russell verstehen unter einem unvollständigen Symbol "a symbol which is not supposed to have any meaning in isolation, but is only defined in certain contexts. [...] Such symbols have what may be called a 'definition in use'."<sup>12</sup> Ein Beispiel: Die Konjunktion (&) und das materiale Konditional ( $\supset$ ) werden, mit Hilfe der Negation ( $\sim$ ) und der Disjunktion ( $\vee$ ), kontextuell definiert. Wie man dabei vorgeht, das beschreibt Leonard Linsky so:

What is being defined is conjunction (&) and the material conditional  $\supset$ , but what appears in the definiendum in each of these definitions is not the sign & or  $\supset$  by itself, 'in isolation'. What appears are the expressions  $p \& q$  and  $p \supset q$  containing the defined signs as parts. They are defined 'contextually'. Russell says that what is given meaning by the definitions are not the signs & and  $\supset$ , but the signs in the contexts  $p \& q$  and  $p \supset q$ .<sup>13</sup>

Was dabei darzulegen versucht wird, ist, aus welchen Gründen ein kontextuell definierter Ausdruck nichts bedeutet („means nothing“) und wie man den Ausdruckstyp, dem er zuzurechnen ist, – *eliminieren* kann.<sup>14</sup>

Daß *mathematische* Symbole gemeint sein würden, wenn Autoren wie Russell und Whitehead von Symbolen sprechen, mag eine naheliegende Erwartung gewesen sein. Dieser Annahme tritt Russell spätestens 1918 in *The Philosophy of Logical Atomism* entgegen, wenn er sagt: "Perhaps I ought to say a word or two about what I am understanding by symbolism, because I think some people think you only mean mathematical symbols when you talk about symbolism. I am using it in a sense to include all language of every sort and kind, so that every word is a symbol, and every sentence, and so forth."<sup>15</sup> Ein Satz ist ein komplexes Symbol. Er ist ein komplexes Symbol in dem Sinn, daß er Teile (Wörter) enthält, die ebenfalls Symbole sind.

Russell gehört zu den Begründern der mathematischen Logik. Diese wird auch als formale Logik oder als symbolische Logik bezeichnet. Symbolische Logik heißt dabei nichts anderes, als daß man zu Analyse Zwecken, wie in der Mathematik, eigens eingeführte Symbole verwendet. Eine *Theorie* der Symbole muß darin *nicht* enthalten sein. Das jedenfalls stellt Rudolf Carnap in seiner 1954 zum erstenmal erschienenen *Einführung in die symbolische Logik* gleich zu Anfang unmißverständlich fest, wenn er die „Aufgabe der symbolischen Logik“ folgendermaßen beschreibt:

<sup>11</sup> Siehe dazu den Abschnitt über die *Kulturelle Symbolisierung*.

<sup>12</sup> Whitehead/Russell (1910/1967), 217.

<sup>13</sup> Linsky (1967), 49.

<sup>14</sup> Vgl. Whitehead/Russell (1910/1967), 219.

<sup>15</sup> Russell (1918/1985), 45.

Die symbolische Logik (auch mathematische Logik oder Logistik genannt) ist die moderne Form der Logik, die in den letzten hundert Jahren entwickelt worden ist. In diesem Buch wird ein System der symbolischen Logik dargestellt und werden Beispiele zu seiner Anwendung gegeben. Ein solches System ist nicht eine Theorie, d. h. ein System von Behauptungen über irgend welche Gegenstände, sondern eine Sprache, d. h. ein System von Zeichen mit Regeln zur Verwendung dieser Zeichen.<sup>16</sup>

Russell hält die Bezeichnung ‚symbolical logic‘ zwar für inadäquat<sup>17</sup>, doch mit Carnap würde er wahrscheinlich einer Meinung sein. Nichtsdestotrotz spricht Russell von der Theorie des Symbolismus (‘the theory of symbolism’)<sup>18</sup>, und er spricht auch von einer Theorie des Symbols – letzteres beispielsweise dann, wenn er über seine berühmte ‚Typentheorie‘ sagt: “The theory of types is really a theory of symbols, not of things.”<sup>19</sup> Russell aber spricht nicht nur von solchen Theorien, er *hat* auch eine entsprechende Theorie: die der ‚unvollständigen Symbole‘. Zu den unvollständigen Symbolen rechnet Russell neben Beschreibungen (bzw. Kennzeichnungen) z. B. auch Mengen (‘classes’). Er geht davon aus, „daß die Mengen tatsächlich, wie die Beschreibungen[,] logische Fiktionen“<sup>20</sup> sind.

Die Theorie des Symbolismus ist Russell zufolge für die Philosophie von großer Wichtigkeit. Bei Russell heißt es: “I think the importance is almost entirely negative, i.e., the importance lies in the fact that unless you are fairly self-conscious about symbols, unless you are fairly aware of the relation of the symbol to what it symbolizes, you will find yourself attributing to the thing properties which only belong to the symbol.”<sup>21</sup> Wichtig sei vor allem die Beachtung des Umstands, daß es verschiedene Arten von Symbolen gebe: “There are different kinds of symbols, different kinds of relation between symbol and what is symbolized, and very important fallacies arise from not realizing this.”<sup>22</sup>

Wenn Russell von einem Symbol spricht, dann möchte er in folgendem Sinn verstanden werden: “I simply mean something that means something else”<sup>23</sup>. Nun sei es aber sehr wichtig, nicht davon auszugehen, “that there is just one thing which is meant by ‘meaning’, and that therefore there is just one sort of relation of the symbol to what is symbolized.”<sup>24</sup> Es verhält sich anders. Es gibt verschiedene Arten von Symbolen und verschiedene Relationen zu dem, was jeweils symbolisiert wird, also verschiedene Arten von Bedeutung. Ein Name wie ‚Sokrates‘ z. B. ist ein Symbol für eine bestimmte Person, ein Adjektiv wie ‚sterblich‘ ist ein Symbol für eine bestimmte Eigenschaft, und ein Satz wie ‚Sokrates ist sterblich‘

<sup>16</sup> Carnap (1954/<sup>3</sup>1973), 1.

<sup>17</sup> Vgl. Russell (1918/1985), 143.

<sup>18</sup> Vgl. ebd., 44.

<sup>19</sup> Ebd., 139.

<sup>20</sup> Russell ([1919]/2002), 203.

<sup>21</sup> Russell (1918/1985), 44.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Ebd., 45.

<sup>24</sup> Ebd., 46.

ist ein Symbol für eine Tatsache. Ein Symbol ist Russell zufolge das einzige, was wir wirklich (im strengen Sinne des Wortes) verstehen, und ein Symbol zu verstehen heißt zu wissen, wofür es steht.<sup>25</sup>

Die von Russell vertretene Theorie der Kennzeichnungen ist ontologisch ausgerichtet. Sie stellt eine Reaktion dar auf die Ontologie, die er noch 1903 in seinen *Principles of Mathematics* vertreten hat. „In den *Principles of Mathematics* von 1903 ist Russells Ontologie“, so Quine, „zügellos. Jedes Wort bezieht sich auf etwas.“<sup>26</sup> Dies soll sich mit der Theorie der Kennzeichnungen ändern. Nach der Auffassung, die Russell ab 1905 vertritt, „ist es für eine Kennzeichnung wesentlich, Teil eines Satzes zu sein, ohne wie die meisten einzelnen Wörter für sich irgendeinen Sinn oder eine Bedeutung zu haben.“<sup>27</sup>

Es ist die von Frege inaugurierte Unterscheidung zwischen *Sinn* und *Bedeutung*, die Russell angreift. Nach dieser Unterscheidung liegen in Gestalt von ‚Scott‘ und ‚der Verfasser von *Waverly*‘ zwei unterschiedliche Sinne, d. h. zwei unterschiedliche *Arten des Gegebenseins* der Bedeutung: der Person Scott, vor. Infolgedessen behaupten wir, wenn wir sagen, Scott sei der Verfasser von *Waverly*, „eine Identität der Bedeutung bei einem Unterschied des Sinnes.“<sup>28</sup> Russell macht demgegenüber geltend: „In der von mir vertretenen Theorie dagegen gibt es keinen *Sinn [meaning]* und nur manchmal eine *Bedeutung [denotation]*.“<sup>29</sup>

Russell versteht Frege so, daß nach der von diesem entwickelten Theorie nicht nur ein Ausdruck, sondern auch dessen „Sinn eine Bedeutung *bedeutet [denote a denotation]*.“<sup>30</sup> Russell sagt, in einer Aussage wie ‚Der Montblanc ist über vier-tausend Meter hoch‘ sei „nach Frege der *Sinn* von ‚Montblanc‘ und nicht der tatsächliche Berg ein Bestandteil des *Sinns* der Aussage.“<sup>31</sup>

Nach Frege erhält man den Sinn eines Ausdrucks, indem man diesen in Anführungszeichen setzt. ‚Der Montblanc‘ ist demzufolge der Sinn des Ausdrucks *Der Montblanc*. ‚Der Montblanc‘ ist *eine* Art des Gegebenseins des tatsächlichen Bergs; den letzteren setzt Frege mit der Bedeutung des Ausdrucks gleich. Eine andere Art des Gegebenseins dieser Bedeutung (des tatsächlichen Bergs) ist: ‚der höchste Berg der Alpen‘. Ein und dieselbe Bedeutung (der tatsächliche Berg) kann Frege zufolge auf unterschiedliche Arten gegeben sein: z. B. in Gestalt von ‚der Montblanc‘ oder in Gestalt von ‚der höchste Berg der Alpen‘.

Frege also setzt einen Ausdruck, wenn er dessen Sinn meint, in Anführungszeichen. Frege spricht aber auch vom „Sinn des Ausdrucks ‚A‘“<sup>32</sup>. Obwohl Rus-

<sup>25</sup> Vgl. ebd., 66.

<sup>26</sup> Quine ([1966]/1985), 97.

<sup>27</sup> Russell (1971), 15.

<sup>28</sup> Ebd., 9.

<sup>29</sup> Ebd., Anm. 11.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Ebd., Anm. 10.

<sup>32</sup> Frege (1892/1969), 43.

sell diese (komplexe) Redeweise von (der einfacheren Bezeichnung) ‚A‘ nicht unterscheidet<sup>33</sup>, scheint es doch gerade sie zu sein, an der er Anstoß nimmt. Was er darzulegen versucht, ist, daß wir dadurch, daß wir einen Ausdruck in Anführungszeichen setzen, nur den Ausdruck selbst erhalten, nicht dessen Sinn. „Das ‚C‘ mit Anführungszeichen ist nur der *Ausdruck*, nichts, was *Sinn* genannt werden könnte.“<sup>34</sup>

Da für Frege jeder Ausdruck einen Sinn, d. h. die Art des Gegebenseins einer Bedeutung (eines Redegegenstandes) verkörpert, könnte es sein, daß sich seine Auffassung von der Russells gar nicht essentiell unterscheidet. Letztlich sind es sprachliche Ausdrücke, für die Freges Unterscheidung gilt. So stellt Richard Cartwright zu Recht fest: „Frege’s [distinction] is not a distinction between *Sinne* as such and their *Bedeutungen*, for the simple reason that it is not *Sinne* but linguistic expressions that have *Bedeutungen*.“<sup>35</sup> Russells Angriff auf Frege hat nichtsdestotrotz zu umfangreichen Auseinandersetzungen geführt (auf die hier aber nicht weiter eingegangen werden muß).<sup>36</sup>

Besonders wichtig ist Russells Theorie mit Blick auf solche Ausdrücke wie ‚das Einhorn‘ oder ‚der gegenwärtige König von Frankreich‘, die sich auf fiktive bzw. nicht existierende Gegenstände beziehen. Das von Russell vorgestellte Verfahren läßt die Bezugnahme auf solche Gegenstände „in sinnvollen Sätzen simulieren, ohne daß wir auf die Gegenstände festgelegt sind.“<sup>37</sup> Angewandt wird das Verfahren jedoch auch auf definite Kennzeichnungen, die sich auf einen existierenden oder zumindest einstmals existenten Gegenstand beziehen. Bei ‚der Verfasser von *Waverly*‘ z. B. ist letzteres der Fall. Für den Satz ‚Scott war der Verfasser von *Waverly*‘ schlägt Russell die folgende Analyse vor: „Es ist nicht immer falsch von x, daß x *Waverly* schrieb, daß es immer wahr von y ist, daß wenn y *Waverly* schrieb, y mit x identisch ist, und daß Scott mit x identisch ist.“<sup>38</sup> Das heißt, Russell erblickt in dem analysierten Satz drei Teilaussagen: (i) eine Existenzaussage, (ii) eine – Einzigkeit beinhaltende – Konditionalaussage (Implikation) und (iii) eine Identitätsaussage. (i) besagt: ‚Es gab ein x, so daß gilt: ‚x schrieb *Waverly*‘; (ii) besagt: ‚Wenn es ein y gab, so daß y *Waverly* schrieb, dann ist y mit x identisch‘; (iii) besagt: ‚x = Scott‘.

Ergebnis: „Die Aussage ‚Scott war der Autor von *Waverly*‘ [...] enthält mit ‚der Autor von *Waverly*‘ keinen Bestandteil, für den man ‚Scott‘ einsetzen könnte.“<sup>39</sup>

<sup>33</sup> Vgl. Russell (1971), 13.

<sup>34</sup> Ebd., 16.

<sup>35</sup> Cartwright (1987), 105.

<sup>36</sup> Vgl. dazu aber z. B. Searle (1958), der Russell kritisiert; Hochberg (1976/1984), der ihn verteidigt; und Makin (2000), der die Gemeinsamkeiten zwischen Frege und Russell für größer hält als ihre Differenzen.

<sup>37</sup> Quine ([1966]/1985), 98.

<sup>38</sup> Russell (1971), 16.

<sup>39</sup> Ebd.

Folge: Über George IV., der wissen wollte, ob Scott der Autor von *Waverly* war, kann nicht gesagt werden, er habe wissen wollen, ob Scott Scott war.

Definite Kennzeichnungen also weisen Besonderheiten auf. Was sie vor allen Dingen nicht sind: sie sind keine *Eigennamen*. Das stellt Linsky unmißverständlich fest, wenn er über Russell sagt: "His 'proof' that descriptions are incomplete symbols is, in fact, a proof that they are not what he calls 'proper names'. These latter are paradigms of 'symbols' which are not incomplete, though he does not call them 'complete symbols'."<sup>40</sup> Doch auch wenn Russell von Eigennamen nicht *expressis verbis* sagt, sie seien vollständige Symbole – daß er dieser Auffassung ist, scheint außer Frage zu stehen. Linsky stellt deshalb zu Recht fest: "Russell's argument does assume that proper names are complete symbols."<sup>41</sup> Was aber soll das heißen? Stephen Neale gibt folgende Erklärung: "[F]or Russell a *complete* symbol stands for some entity and contributes that entity to the proposition expressed by (or to specifications of the truth conditions of) utterances of sentences containing that symbol."<sup>42</sup> Ähnlich äußert sich Gideon Makin, der sagt: "We may characterize a complete symbol as one which is guaranteed to have some piece of non-symbolic reality corresponding to it in every case."<sup>43</sup>

Eigennamen wie z. B. ‚Sokrates‘ stehen für eine bestimmte Person und haben insofern *von sich aus* Bedeutung. Ein Satz wie ‚Sokrates ist sterblich‘ drückt eine Tatsache aus, "of which Socrates himself is a constituent"<sup>44</sup>. Es gibt (oder gab) eine bestimmte Person, Sokrates nämlich, die die Eigenschaft der Sterblichkeit hat(te), und diese Person ist ein Bestandteil der Tatsache, die wir behaupten, wenn wir sagen ‚Sokrates ist sterblich‘. Von einer definiten Kennzeichnung jedoch, die in solch einem Satz an Stelle des Eigennamens vorkäme, kann man *nicht* sagen, sie bezeichne eine Entität, die Bestandteil einer Tatsache wäre.

Russell ist, wie man sieht, weit davon entfernt, Eigennamen so zu behandeln wie definite Kennzeichnungen. Darüber hinaus ist er sich bestimmter mit Eigennamen einhergehender Probleme durchaus bewußt. Dies festzustellen ist von einiger Relevanz mit Blick auf die von Saul Kripke – unter anderem auch gegen Russell – vertretene kausale Theorie der Namen.

Kripke rechnet Russell zu denjenigen Autoren, die der Auffassung seien, die Bedeutung eines Eigennamens werde durch eine Kennzeichnung oder ein Bündel von Kennzeichnungen gegeben. Kripke behauptet, Russell sei der Meinung, ein Satz wie ‚Aristoteles mochte Hunde‘ sollte im Sinne des Satzes ‚Der letzte große Philosoph der Antike mochte Hunde‘ „analysiert werden“<sup>45</sup>. Sieht man sich je-

<sup>40</sup> Linsky (1967), 49f.

<sup>41</sup> Linsky (1977), 22.

<sup>42</sup> Neale (1993/1998), 91.

<sup>43</sup> Makin (2000), 70.

<sup>44</sup> Whitehead/Russell (1910/1967), 217.

<sup>45</sup> Kripke (1981), 13.

doch etwas näher an, was Russell eigentlich sagt, dann erscheint als fraglich, ob Kripkes Behauptung gerechtfertigt ist.

Russell ist der Ansicht, daß von einem Namen im strikt logischen Sinn des Wortes nur im Hinblick auf Redegegenstände gesprochen werden kann, mit denen wir in der Relation der ‚Bekantschaft‘ (‚acquaintance‘) stehen. Russell sagt: “The names that we commonly use, like ‘Socrates’, are really abbreviations for descriptions [...]. A name, in the narrow logical sense of a word whose meaning is a particular, can only be applied to a particular, with which the speaker is acquainted, because you cannot name anything you are not acquainted with. [...] We are not acquainted with Socrates, and therefore cannot name him. When we use the word ‘Socrates’, we are really using a description. Our thought may be rendered by some such phrase as, ‘The Master of Plato’, or ‘The philosopher who drank the hemlock’, or ‘The person whom logicians assert to be mortal’, but we certainly do not use the name as a name in the proper sense of the word.”<sup>46</sup> Russell sagt also lediglich, der erwähnte Name könne ‚sinngemäß wiedergegeben‘ werden mit Hilfe der angeführten Phrasen; daß er im Sinne dieser Phrasen zu ‚analysieren‘ sei, das sagt Russell strenggenommen *nicht*.

Die einzigen Wörter, die laut Russell im strikt logischen Sinn gebraucht werden können, sind Demonstrativausdrücke wie ‚dies‘ und ‚jenes‘.<sup>47</sup> “One can use ‘this’ as a name to stand for a particular with which one is acquainted at the moment.”<sup>48</sup>

Um welchen Unterschied genau es Russell in “On Denoting” geht, das drückt Richard L. Mendelsohn folgendermaßen aus:

Russell (1905) marked a sharp distinction between *genuine* or *logically proper* names on the one hand, and definite descriptions on the other. A genuine or logically proper name refers to an object and functions solely to introduce that object into the proposition expressed by the sentence containing the name: the meaning of the name is the object it stands for. Definite descriptions, on the other hand, are essentially informative, which is to say that their meaning is secured not by the objects satisfying the predicate but by the properties purportedly ascribed.<sup>49</sup>

Bestimmte Beschreibungen dieser Art gewähren Vorteile. Diese aus dem Blickwinkel der Künstliche-Intelligenz-Forschung hervorhebend, sagt Douglas R. Hofstadter:

Nicht alle Beschreibungen einer Person brauchen an ein Zentralsymbol für diese Person gebunden zu sein, das ihren Namen speichert. Beschreibungen können in sich selbst erzeugt und manipuliert werden. Wir können nichtexistente Menschen erfinden, indem wir Beschreibungen von ihnen anfertigen; wir können zwei Beschreibungen miteinander verschmelzen, wenn wir merken, daß sie ein und dasselbe Wesen repräsentieren; wir können eine Beschreibung in zwei aufspalten, wenn wir erkennen, daß

<sup>46</sup> Russell (1918/1985), 62.

<sup>47</sup> Vgl. ebd.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Mendelsohn (2005), 85.

sie zwei Dinge und nicht eines repräsentieren usw. Der ‚Beschreibungskalkül‘ ist der Kern allen Denkens. Man nennt ihn *intensional* und nicht *extensional*, was bedeutet, daß Beschreibungen ‚frei schweben‘, ohne daß sie in einem spezifischen, bekannten Objekt verankert wären.<sup>50</sup>

Wie bereits erwähnt, beschäftigt sich Russell in Abschnitt VI von *The Philosophy of Logical Atomism* unter der Überschrift ‚Descriptions and Incomplete Symbols‘ erneut mit ‚bestimmten Beschreibungen‘ bzw. ‚definiten Kennzeichnungen‘. Der Verfasser von *Waverly* ist weiterhin das Paradebeispiel. Definite Kennzeichnungen sind allein an ihrer Form zu erkennen; ob eine definite Kennzeichnung gegeben ist, hängt nicht von der Existenz eines bestimmten Individuums ab, auf das die Kennzeichnung zutrifft. ‚Der Einwohner von London‘ z. B. ist eine definite Kennzeichnung, obwohl sie kein bestimmtes Individuum beschreibt.<sup>51</sup>

Daß definite Kennzeichnungen sich anders als Eigennamen verhalten, verdeutlicht Russell an einer Stelle mit Hilfe der Unterscheidung ‚einfach/komplex‘: „A name is a simple symbol (i.e. a symbol which does not have any parts that are symbols), a simple symbol used to designate a certain particular [...]. This sort of phrase, ‘The author of *Waverly*’, is not a name because it is a complex symbol. It contains parts which *are* symbols.”<sup>52</sup>

‚The author of *Waverly*‘ ist ein komplexes Symbol, „dessen Bedeutung sich aus der seiner Bestandteile ergibt.“<sup>53</sup> Daß eine Phrase dieser Art ein komplexes Symbol ist, ist für Russell alles andere als eine triviale Beobachtung. Er geht nämlich davon aus, daß die Bedeutung der Phrase durch die Bedeutungen der vier Wörter, aus denen sie zusammengesetzt ist, bestimmt werde, daß es, anders gesagt, genüge, Englisch zu können, um die Bedeutung der Phrase zu verstehen. In diesem Sinn sagt Russell: “[T]here is nothing arbitrary or conventional about the meaning of that whole phrase, when the meanings of ‘the’, ‘author’, ‘of’, and ‘*Waverly*’ have already been fixed.”<sup>54</sup> Bei einem Namen wie ‚Scott‘ sei das anders: “[Y]ou would not understand the meaning of ‘Scott’ if you had never heard the word before because to know the meaning of a name is to know who it is applied to.”<sup>55</sup>

Russell verwendet den Ausdruck ‚meaning‘ an dieser Stelle offenbar in zwei verschiedenen Bedeutungen. Jedenfalls kann, wenn er von der Bedeutung der Phrase spricht, nicht genau die gemeint sein, die ihm vorschwebt, wenn er von der Bedeutung des Namens spricht. Die Bedeutung eines Namens könnte zu Verdeutlichungszwecken als Referenz bezeichnet werden; diese Art von Bedeutung aber ist es gerade, die Russell der Phrase vorenthält. Zudem sollte in Anbe-

<sup>50</sup> Hofstadter (1985), 362.

<sup>51</sup> Vgl. ebd., 111.

<sup>52</sup> Ebd., 111f.

<sup>53</sup> Russell ([1919]/2002), 200.

<sup>54</sup> Russell (1918/1985), 112.

<sup>55</sup> Ebd.

tracht der obigen Argumentation Russells nicht unbemerkt bleiben, daß jemand, der einen bestimmten Namen noch nie gehört hat, zwar nicht weiß, auf wen oder was dieser Name referiert; doch daß es sich dabei um einen Namen handelt, wird er wissen, wenn er die entsprechende Sprache (Englisch z. B.) kennt.

Das unterschiedliche Verhalten von Namen und definiten Kennzeichnungen zeigt sich auch an Folgendem: Um beispielsweise eine Aussage wie (i) ‚Der gegenwärtige Premierminister Englands ist ein Kriegsbefürworter‘ zu verstehen, brauche ich nicht zu wissen, wer der gegenwärtige Premierminister von England ist. Um aber eine Aussage wie (ii) ‚Tony Blair ist ein Kriegsbefürworter‘ verstehen zu können, muß ich schon wissen, wer Tony Blair ist. Ich würde mich sonst erkundigen müssen. Eine derartige Erkundigungsfrage ist im Hinblick auf (i) nicht erforderlich. Sie brauchte allerdings auch nicht gestellt zu werden im Hinblick auf einen appositionshaltigen Satz wie (iii) ‚Tony Blair, der gegenwärtige Premierminister von England, befürwortet den Krieg‘.

Daß sich Namen und definite Kennzeichnungen unterschiedlich verhalten, ist vor allem auch dann zu beachten, wenn im Hinblick auf einen Satz wie ‚Scott ist der Verfasser von *Waverly*‘ angenommen werden sollte, er behaupte, ‚Scott‘ und ‚der Verfasser von *Waverly*‘ seien zwei Namen für dieselbe Person. Dies bestreitet Russell, auch wenn er davon ausgeht, daß das ‚ist‘ das ‚ist‘ der Identität und nicht das ‚ist‘ der Prädikation ist.<sup>56</sup> Der naheliegendste Grund Russells, die obige Annahme in Abrede zu stellen, besteht darin, daß die in dem Satz enthaltene definite Kennzeichnung kein Name ist, folglich auch durch keinen Namen ersetzt werden kann.

Ein Satz, in dem eine Beschreibung vorkommt, ist nicht identisch mit dem, was aus dem Satz wird, wenn dafür ein Name eingesetzt wird, selbst dann nicht, wenn der Name dasselbe Objekt benennt, das die Beschreibung beschreibt. ‚Scott ist der Verfasser von *Waverly*‘ ist doch ein anderer Satz als ‚Scott ist Scott‘: der erste ist eine Tatsache der Literaturgeschichte, der zweite eine Trivialität.<sup>57</sup>

Mit dem die literaturgeschichtliche Tatsache ausdrückenden Satz wird Identität behauptet, und der Grund dafür, daß das in einer zutreffenden Weise und ohne Tautologie möglich ist, besteht gerade darin, daß der eine Ausdruck ein Name, der andere aber eine Kennzeichnung ist.<sup>58</sup>

Russell geht aber noch weiter. Er behauptet, es sei falsch anzunehmen, der Satz ‚Scott ist der Verfasser von *Waverly*‘ bestehe aus den folgenden drei Konstituenten: ‚Scott‘, ‚ist‘ und ‚der Verfasser von *Waverly*‘; denn die definite Kennzeichnung sei gar keine Konstituente der Aussage (proposition): “‘The author of *Waverly*’ is not a constituent of the proposition at all. There is no constituent really there corresponding to the descriptive phrase.”<sup>59</sup>

<sup>56</sup> Vgl. ebd., 113.

<sup>57</sup> Russell ([1919]/2002), 195. (Übersetzung stillschweigend verbessert)

<sup>58</sup> Vgl. Russell (1918/1985), 116.

<sup>59</sup> Ebd., 116.